

Hermann Bausinger

Zu Kontinuität und Geschichtlichkeit trivialer Literatur

Seit über 15 Jahren — genau seit dem 25. November 1952 — geht im Londoner Ambassadors Theatre Tag für Tag das gleiche Stück über die Bühne: *Agatha Christies* Zweiakter >The Mousetrap<, ein flottes Kriminalstück, das allein auf dieser einen Bühne inzwischen über 6000 Aufführungen hinter sich gebracht hat. Am fünfzehnten Jahrestag der Premiere interviewte ein Journalist den Impresario und den Bühneninspienzienten des Theaters, und er sprach schließlich auch noch mit der Garderobiere. Er fragte sie, wie lange nach ihrer Auffassung das Stück wohl noch gespielt werde. Die Antwort: »Wie lange? Immer! Die >Mousetrap< wird nie aufhören. Die Leute kommen von weit her, um das Stück zu sehen. Und denken Sie doch daran, es wächst immer eine neue Generation von Kindern heran, und diejenigen, die es in ihrer Kindheit sahen, führen später ihre eigenen Kinder hierher. Das wird immer so weitergehen.«

Es ist leicht möglich, daß der Berichtstatter dieses Zitat etwas stilisiert und pointiert hat; es treibt die Kontinuitätserwartung auf die Spitze. Und es vermittelt dem Leser jenes Gruseln, das von unerwarteten Erfolgphänomenen ausgeht: Inmitten einer Welt der Flüchtigkeiten und des raschen Wechsels wird hier ein Anspruch auf Dauer angemeldet, der sich auf Qualität allein kaum gründen kann und der eben deshalb so aufregend ist. Gewiß, Agatha Christie versteht ihr Handwerk, und ein gutes Kriminalstück will erst einmal geschrieben sein. Aber der zitierte Ausspruch der Garderobiere zielt an solchen Fragen der literari-

· Robert Lucas, 5841mal Mord zum Vergnügen. Wenn man vierzehn Jahre dasselbe Krimi-Stück spielt. In: Die Zeit. 21. Jg. 1966, Nr. 49. S. 51.

sehen Qualifikation vorbei und bewegt sich in einem Raum selbstverständlicher und ungebrochener Tradition, wie man ihn einmal der Naturpoesie zuschrieb.

Es scheint jedenfalls eine ganze Anzahl von Autoren zu geben, die nie mit höheren literaturwissenschaftlichen Weihen ausgestattet wurden, die aber gleichwohl auf dem literarischen Markt ebenso zählebig wie erfolgreich sind. Es gibt Klassiker der Unterhaltungsliteratur – wobei mit dem Begriff des Klassischen wiederum weniger die Vorstellung vorbildlicher Qualität als die einer scheinbar zeitlosen, undiskutierten Gültigkeit verbunden ist. Da ist *Hedwig Courths-Mahler*. Im Jahre 1905 veröffentlicht sie ihren ersten Roman; ungefähr gleichzeitig erscheinen Thomas Manns ›Schwere Stunde‹, Heinrich Manns ›Professor Unrat‹, der Gedichtband ›Die Blüte des Chaos‹ von Alfred Mombert und Morgensterns ›Galgenlieder‹. Zehn Jahre später, im Jahr 1915, kommen nicht weniger als 10 neue Titel von Hedwig Courths-Mahler auf den Markt – gleichzeitig mit Sternheims ›Napoleon‹-Novelle, mit Kasimir Edschmids Erzählungsband ›Die sechs Mündungen‹, mit Hermann Hesses ›Knulp‹ und Reinhard Johannes Sorges ›Metanoelite‹. Wieder zehn Jahre danach, 1925, sind es acht Titel – im selben Jahr kommen, um nur wenig zu nennen, Ernst Bertrams ›Nornenbuch‹, ›Der Kopf‹ von Heinrich Mann, Fritz von Unruhs Band ›Flügel der Nike‹ und Hofmannsthals Drama ›Der Turm‹ heraus. Noch einmal ein Sprung von zehn Jahren: 1935 erscheinen wieder acht neue Titel – an der Seite von Döblins ›Pardon wird nicht gegebene Anna Seghers' ›Der Weg durch den Februar‹, Thomas Manns Josephroman. Und noch ist die Erfolgsproduktion nicht abgeschlossen; erst 1948 – im zeitlichen Umkreis von Brechts kaukasischem Kreidekreis‹ und Benns ›Statischen Gedichten‹ – erscheint der letzte Roman der Courths-Mahler, der den programmatischen Titel ›Die Flucht in den Frieden‹ trägt. Aber auch damit ist die Erfolgsserie keineswegs zu Ende, denn die alten Romane werden immer wieder neu aufgelegt, sie bleiben gefragt in Buchhandlungen und Leihbüchereien, und sie werden – leicht redigiert – als Zeitungsromane und in Heftreihen abgedruckt.

Keiner der im Zeitvergleich genannten Autoren kann mit dieser Erfolgssbilanz auch nur annähernd konkurrieren; und beschreibt man das Phänomen, so bedarf es großer Sorgfalt und Vorsicht allein schon in der Wahl des Ausdrucks, um nicht gebräuchliche literarische Wertmaßstäbe zu pervertieren. Die boshafte Perspektive, in der die vergeblichen Ewig-

keitsansprüche der großen Autoren an der erstaunlichen *Konstanz* des Trivialen gemessen werden, liegt zumindest nicht fern.

Der äußeren Konstanz entspricht eine innere. Gerade die minimale Veränderlichkeit solcher Literatur, die Anwendung der immer gleichen Schemata, scheint ihren Dauererfolg zu garantieren. Dies läßt sich auch und gerade dort ablesen, wo es nicht um den beharrlichen Erfolg eines einzelnen Autors, sondern um die Konstanz gewisser trivialer Formen und Typen geht. Ein gutes Beispiel bietet hier das sogenannte *Vereinstheater*: dieser Begriff ist ja im allgemeinen nicht nur eine soziologische Charakteristik, sondern trifft zugleich ein bestimmtes dramatisches Schema, das eben für die Aufführungen der Vereinstheaterschulen kennzeichnend ist. Ordnet man das Schema geläufigen dramatischen Begriffen zu, so könnte man am ehesten von einem Rührstück – mit gelegentlicher Ergänzung durch einen Theaterschwank – sprechen. Aufmerksame Chronisten des städtischen und dörflichen Vereinswesens registrieren immer wieder mit Verwunderung, daß sich am Repertoire der Vereinstheaterschulen im Prinzip in den letzten Jahrzehnten schlechterdings nichts geändert habe. Zwar spielte nach dem letzten Kriege der Spätheimkehrer und der Flüchtling eine wichtige Rolle; aber ihre Funktion war die gleiche wie im früheren Rührstück die des verstoßenen Grafensohnes, der im letzten Akt zu seiner Geliebten oder in sein Elternhaus zurückkehrt. Die Requisiteverschiebungen tasten die innere Substanz nicht an, sie verändern nichts oder doch sehr wenig am Gerüst des Schemas.

So scheint sich der paradoxe Sachverhalt zu ergeben, daß Produkte, die man von höherer literarischer Warte als ›Tagesschriftstellerei‹ abwertet, in vieler Hinsicht einen höheren Grad der Beständigkeit aufweisen als andere, deren Niveau anerkannt wird und die auf Grund dieses Niveaus von der Kritik mit dem Etikett der Dauerhaftigkeit versehen werden – das manchmal schon nach kurzer Zeit mit den Produkten selbst zugrundegeht. Bei einem großen Teil der Tagesschriftstellerei läßt sich dieser Eindruck freilich nur dann aufrechterhalten, wenn die Konstanz nicht auf das einzelne Werk, sondern auf den Typus bezogen wird – wie es eben am Beispiel des Vereinstheaters gezeigt wurde. Aber auch diese Verschiebung braucht nicht als Verdikt über das einzelne Produkt verstanden zu werden; sie gibt ihm vielmehr einen Hauch überpersönlicher Gesetzmäßigkeit, einen Anflug auszeichnender Anonymität. Das Phänomen relativer Konstanz, an sich schon aufregend genug, kann so verabsolutiert, triviale Literatur kann in die Regionen der Zeitlosigkeit ge-

rückt und als ähnlich elementar wie >Volkspoesie< verstanden werden. Dies ist nicht nur eine theoretische Verständnismöglichkeit, sondern ein gängiger – man könnte geradezu sagen: ein trivialer – Aspekt auf das Phänomen der Trivialliteratur.

Ich kann mich darauf beschränken, Beispiele für diese Sichtweise lediglich anzudeuten, da ich an anderer Stelle ausführlicher darauf eingegangen bin.² Vom >Erfolgsautor< Hans Ulrich Horster – hinter dem Namen verbirgt sich anscheinend ein ungenanntes Autorenkollektiv³ – erschien 1961 ein Fortsetzungsroman in der Rundfunkzeitschrift >Hör Zu<, dem der Untertitel »Ein Kolportageroman« beigegeben war. In einem ausführlichen Kommentar⁴ erläuterte die Redaktion, daß der Begriff der Kolportage durchaus ehrwürdig und in einer langen Tradition gefestigt sei: Ilias, Odyssee und Nibelungenlied seien einst kolportiert worden, und im Gegensatz zu manchem »hochliterarischen Bestseller« habe sich »manches andere, das vor Jahrhunderten zur Unterhaltung des Volkes geschaffen wurde«, als »zeitlose Dichtkunst« durchgesetzt. Das Attribut >zeitlos< steht hier nicht zufällig; der wohlfeile, gezielt produzierte Fortsetzungsroman wird so vom artifiziellen Ehrgeiz des Literarischen entfernt und in einen Bereich des schlechthin Einfachen, Notwendigen, Natürlichen entrückt.

Ein zweites Beispiel: Immer wieder werden triviale Erzählungen und Reihenromane als >die Märchen von heute< bezeichnet. Ein funktionales Äquivalent, dessen Voraussetzungen erst bestimmt werden müßten, wird als ausreichende Erklärung betrachtet; vom Kitsch wird – in einer sonst differenzierten Analyse – gesagt, er wiederhole »die Grundfiguren des Märchens bis auf den heutigen Tag«.⁵ Auch solche Argumentationen rücken triviale Literatur in eine Welt der Dauer – archetypischer Dauer, wie man hinzufügen könnte.

Diese vermeintliche Macht des Archetypischen – und vielleicht trifft es noch genauer, wenn wir formulieren: diese Macht des vermeintlich Archetypischen – hat auch die Autoren immer wieder beschäftigt. Werner Bergengruen sprach von der »absoluten Erzählkunst«, die sich »mit Urtatsachen des Menschenlebens und der Welt, mit Ursituationen und

² Schwierigkeiten bei der Untersuchung von Trivialliteratur: In: *Wirkendes Wort*. 13. Jg. 1963. S. 204-215. Wege zur Erforschung der trivialen Literatur. In: *Studien zur Trivialliteratur*. Hrsg. von Heinz Otto Burger. Frankfurt a. M. 1968. S. 1-33.

³ Vgl. Rolf Becker, Die neue Gartenlaube. In: *Der Monat*. 13. Jg. 1960. S. 52-58.

⁴ Kolportage = Schund? In *Hör Zu*. 17. Jg. 1961. S. 25.

⁵ Walter Killy, Deutscher Kitsch. Göttingen 1961. S. 24.

Urmotiven« befasse.⁶ Dabei ging es ihm nicht nur um die auffallend häufige Wiederkehr bestimmter Erzählmuster und Motive auch in großer Dichtung, sondern er räumte den »Urmotiven« auch ein höheres Recht in der Wirklichkeit des menschlichen Erlebens ein. »Als er wieder zu sich kam, lag er in einem reinlichen weißen Bett, und eine schlanke Frauenhand legte sich kühlend auf seine fieberhafte Stirn«. Bergengruen >zitiert< hier gewissermaßen idealtypisch; aber er hätte auch direkt zitieren können: »Fritz, ich möchte dich in guten und gütigen Frauenhänden wissen. Gerade du mußt jemand haben, der dich in den paar Stunden, die du dir abstiehlst, so recht warm und weich zu betten weiß und dir alle schweren Gedanken ganz leise von der Stirn streicht. Das gibt nur neue Kraft. Stille Frauenhände wirken Wunder«. So steht es in einem Roman von Rudolf Herzog,⁷ von dem innerhalb von sechs Jahren eine Viertelmillion Exemplare verkauft waren; und ähnlich steht es in der Tat in vielen anderen Romanen der zweiten und dritten Garnitur. Bergengruen spricht von einer »zum Überdruß oder zum Gelächter gewordenen Schablone«; aber er betont, daß auch sie sich »aus einem Urbestande menschlichen Erlebens« nährt: das Abgenutzte und das Unabnutzbare sind hier identisch.

Es liegt auf der Hand, daß sich diese drei Beispiele nicht ohne Gewaltbarkeit nebeneinander stellen lassen. Im einen spricht das in raffinierter Unverfrorenheit formulierte Interesse der Hersteller, die ihre Ware mit den dezenten Reizfarben des Traditionellen, ja des Zeitlos-Gültigen übermalen. Im nächsten breitet der Literaturhistoriker seine Beobachtungen aus und zeigt, daß es verwandte Muster in sehr verschiedenen Bereichen und Epochen der Literatur gibt. Und im dritten vermittelt ein Autor seine Erfahrung im Umgang mit diesen Mustern und betont, daß auch, ja daß vielleicht gerade der allgemeinste Stoff geeignet ist, in der Form großer Dichtung verzehrt zu werden. Dennoch aber: diese Beispiele, denen noch andere an die Seite gestellt werden könnten, konvergieren in der Tendenz, triviale Literatur mehr oder weniger zu *enthistorisieren*, sie als einen Bereich der Dauer, ein Feld zeitloser Konstellationen, Figuren und Möglichkeiten zu verstehen. Die relative Konstanz zwar keineswegs aller, aber doch einer beachtenswerten Zahl von Pro-

⁶ Das Abgenutzte und das Unabnutzbare. In: *Schweizer Monatshefte*. 26. Jg. 1946/47. S. 293-297.

⁷ *Die Stoltenkamps und ihre Frauen*. Stuttgart und Berlin 1920 (1. Aufl. 1917). S. 313. Zitiert nach Horst Hiller, *Die Darstellung der deutschen Industriegesellschaft im Trivialroman*. Mskr. Tübingen 1967. S. 30.

dukten der trivialen Literatur wird so potenziert, und Trivialliteratur erscheint in solcher Perspektive als strukturell unveränderlich, als ein Gefüge unvermeidlicher Ausdrucks- und Erlebnisformen >des< Menschen – das modische Gewand verhüllt nur den von allen epochalen Veränderungen unangetasteten, der Zeitlosigkeit und Dauer verpflichteten Körper dieser Literatur.

Sind schon die erstaunlichen Strecken und Zeiträume trivialliterarischen Erfolgs provokativ genug, so fordert vollends diese geradezu aufs Mythische zielende Überhöhung eine nüchterne Auseinandersetzung und die möglichst klare Beantwortung der Frage, wie es sich mit der *Konstanz* oder *Kontinuität* trivialer Literatur wirklich verhält. Es braucht kaum betont zu werden, daß diese Frage hier nicht abschließend beantwortet werden kann: Eine verbindliche Antwort setzt nicht weniger als eine Art Geschichte trivialer Literatur voraus – denn wie nicht ganz selten scheint auch hier die mythisierende Interpretation einen Mangel an historischen Einsichten zu kompensieren. Es soll aber wenigstens versucht werden, anhand von zwei Beispielen >trivialer< Literatur, die genau 150 Jahre auseinanderliegen, scheinbare und wirkliche Ähnlichkeiten und vor allem deren Voraussetzungen und Hintergründe zu skizzieren.

Das eine Beispiel ist >Mimili<, die 1816 erschienene Erzählung von *Carl Heun*, der unter dem Anagramm *H. Clauren* schrieb. Diese Erzählung wird nicht nur bis heute immer wieder als berüchtigtes Kitschbeispiel angeführt; sie bietet auch die Gewähr, daß das Geschmacksurteil >trivial< nicht erst durch die Distanz von anderthalb Jahrhunderten entstanden ist: Bereits die literarisch versierteren Zeitgenossen urteilten in dieser Weise – von der Begründung ihres Urteils muß freilich noch die Rede sein.

Das Gerüst des Inhalts der Erzählung läßt sich in wenigen Sätzen zeigen: Ein Krieger sucht inneren Frieden und Erholung in der Schweiz. In einer Sennhütte trifft er die Tochter eines reichen Hofbesitzers, Mimili. Die jungen Leute verlieben sich, beschließen ein Probejahr und trennen sich wieder. In Belle-Alliance scheint der Verlobte gefallen zu sein – aber die Nachricht erweist sich als falsch, und Mimili, schon ihrerseits auf dem Totenbett, findet schnelle Genesung.

Die Erzählung setzt folgendermaßen ein* (S. 7):

* Zitiert nach: *H. Clauren, Sämtliche Werke. 1. Bändchen. Cannstadt 1827. Seitenangaben in Klammern.*

Die sogenannte Hauptstadt der Welt, das lärmende Paris, lag mir im Rücken; ich war ihrer herzlich müde geworden. Nach Ruhe, nur nach Ruhe sehnte sich mein Gemüth. Das Getreibe des herrlichen Feldzuges hatte mich erschöpft; im Wechselgeschwirre des Kriegeslebens war mir ein Jahr verfliegen; ich suchte ein Plätzchen, wo ich mich ausruhen konnte; ein stilles, friedliches Plätzchen, um mir nur einmal selbst zu gehören.

Darum eilte ich über Fontainebleau und Dijon in die Schweiz.

Von allem, was ich auf dem Wege bis dahin, und in dem freundlichen Neufchatel, und weiter links und rechts sah, ein andermal, heute nur in das Lauterbrunner Thal*.

* Im Kanton Bern.

Es handelt sich um eine Ich-Erzählung. Ein Bericht wird gegeben, aber nicht ohne Gefühlsnuancen. Das »Lauterbrunner Thal« ist nicht nur eine geographische Angabe, sondern auch ein Ort in der seelischen Topographie. Paris wird als »sogenannte« Hauptstadt der Welt deklariert; das lärmende Getriebe dieser Stadt ruft ebenso wie das »Getreibe« des Feldzuges den Wunsch nach Ruhe hervor. Doppelt wird so das Idyll angekündigt, die Flucht motiviert – aber zugleich wird die Vorstellung von Flucht zurückgenommen und nuanciert: »herrlich« war der Feldzug.

Die von Clauren gesetzte Anmerkung erinnert wie manch anderer exakter Hinweis an die Signatur der Reiseberichte der Zeit. Die Cavalierstour hat längst ein wissenschaftliches Gehabe angenommen, das die rousseauistischen Tendenzen zunächst verdeckt. Geographisch genaue Angaben dienen der Intensivierung der vorgestellten Realität, fungieren als Wahrheitsbeweis. Sie zeigen auch – ebenso wie die lateinischen Pflanzennamen, die Mimili anzuwenden weiß – die leichte Bildungsfracht, mit der solche Literatur nicht selten dem Leser ein Gefühl möglichen Aufstiegs vermittelt. Wenn Mimili von »*Dryas octopetale*« und »*Sondanella alpina*« spricht (S. 30), so hat das aber noch eine spezifischere Funktion: es bildet einen reizvollen Kontrast zu ihrer Ursprünglichkeit. Hier vermählen sich differenziertes Bewußtsein und undifferenzierte, ungebrochene Naivität, und dies ist das Thema der ganzen Erzählung. Der tapfere, aber schlachtenmüde Krieger reist nicht primär an ein bestimmtes geographisches Ziel, sein Reiseziel ist vielmehr die Ursprünglichkeit. Es ist kein Zufall, daß in der Erzählung zahlreiche Mischformen der heutigen Touristik-Kultur auftauchen: die »theatralische Tracht« (S. 18), das »idealische« Kleid; das »Kabinet« in der Alpenhütte mit erstklassigen Stichen von Schweizerlandschaften (S. 22), vor allem aber

auch die reiseprospektreife Übersteigerung des Naturempfindens in kaumkontrollierten Metaphern.

Ursprünglichkeit und Unberührtheit sind auch in damaliger Erfahrung schon weitgehend aufgehoben – eben deshalb werden sie gesteigert ins prinzipiell Unberührte, Elementare, ja Göttliche. In drastischer Komposition, in gewaltsamer Zusammenfügung durchzieht der Dreiklang Mensch – Natur – Gott die Erzählung, und es ließen sich zahllose Beispiele dafür anführen, wie hier >Säkularisation< ihr Gegenbild findet in der vorübergehenden Aufladung weltlicher Gegebenheiten mit religiösem Kraftstrom. »Das Ziel meines Wunsches war, diesen Abend noch, der Jungfrau näher zu seyn. (– Daß ich ihr so nahe kommen, in ihrer Nähe so glücklich seyn würde, ahnete ich nicht. -)« (S. 13). Der Begriff »Jungfrau« bezeichnet hier zunächst den berühmten Alpengipfel, ein Stück Natur – aber der Satz in Klammern macht deutlich, daß auch die Jungfrau Mimili gemeint ist. Und in einer späteren Äußerung Mimiis gesellt sich – mindestens als vager Bedeutungshintergrund – auch noch der Gedanke an die himmlische Jungfrau hinzu: »>... ich bin Euch so gut, als noch keinem im ganzen Alpenland. Aber laßt mich bleiben, wie die Jungfrau, die immer hell und klar ist, und rein und ewig unbefleckte Sie wies auf die Himmelhohe, die in der Sternenwelt heiligem Dunkel rosenfarbig glänzte, wie ein ungeheurer Rubin-Ballais ...« (S. 75).

Der wackere Krieger kämpft mit sich, als er in der Kammer neben Mimiis »Heiligthum« schläft; er greift schon nach der Tür, fährt aber zurück, »als wäre die Klinke glühend«, und er sieht Mimili von Engeln umstellt (S. 86). Im Selbstgespräch zwingt er sich zur Ruhe: »Morgen spreche ich mit dem Vater, und über ein Kleines werdet Ihr mich um diese Zeit nicht mehr hier in diesem Bette sehen, sondern drüben, hinter den blüthenweißen Vorhängen, die vor Mimiis Bettchen hängen, schweigend und verschwiegen, wie der Vorhang vor dem Allerheiligsten des Salomonischen Tempels« (S. 88).

Hier spielt nicht nur der letzte Vergleich auf die Bibel an, sondern auch die Eingangsformulierung, die an Joh. 14,19 angelehnt ist. Auch Claurens Widmung ist eine >Kontrafaktur<; der Verfasser widmet sein Buch »Allen Denen, welche eine Mimili suchen... mit dem Trostspruche: Suchet, so werdet Ihr finden«. In ihrer Todesaura erlebt Mimili eine mystische Vereinigung mit ihrem Bräutigam, wobei sich der Autor nicht scheut, mit Formulierungen wie »Der Tag hatte sich geneiget« Gedanken an die Passion zu evozieren. Am drastischsten drückt sich diese un-

kontrollierte Tendenz zum religiösen Überbau vielleicht in dem folgenden Abschnitt aus:

Hatten wir gestern reichsfreiherrlich gezeu, so speisten wir heute Mittag fürstlich, und mit Schweizerischer Gastfreundlichkeit gab der Alte seinen besten Wein, und am wohlbesetzten Nachtisch verplauderten wir das behaglichste aller Verdauungsstündchen. Die feinsten Südfrüchte und zierliches Backwerk, die seltensten Desertweine und Ananas, Eis – kurz, es fehlte nichts, um nicht nach aufgehobener Tafel, die von vielem Essen müden Hände gefaltet auf den Bauch zu legen, und im Stillen auszurufen: Herr, segne, was du bescheret hast. Amen! (S. 66 t.)

Dieser Passus ist aber nicht nur wegen seiner von keinerlei Problemen belasteten Kombination von Sinnenlust und Seelenfrieden, wegen des widerlichen Gebetshedonismus und der decouvrierenden Freßfrömmigkeit interessant, sondern auch deshalb, weil hier das einfache ländliche Leben mit einiger Raffinesse behaglich gemacht wird. Der Autor bemüht einen nationalökonomischen Trick, um diese Tendenzen zu versöhnen: zwar werden »die köstlichsten Leckereien« aufgesetzt, aber – es sind alles »Schweizer-Erzeugnisse«. Was schon angesichts der Bildungszitate angemerkt wurde, wird auch hier deutlich: Es geht um das Ineinander von Einfachheit und Raffinesse, um eine den Leser befriedigende Summierung. Wenn von Mimili gesagt wird, daß sie die Gabe hatte, »in das einfachste Geschäft Genuß und Charakter zu legen« (S. 67f.), so ist damit eben diese gezielte Summierung zweier an sich gegenläufiger Tendenzen charakterisiert.

Damit sind nur einige Leitlinien skizziert, und auch zu dem anderen Beispiel soll keine umfassende Interpretation gegeben werden. Es handelt sich um das 1966 als 1000. Band in der Reihe >Erika-Roman< erschiene Heft >Der Zufall hat es so gewollt< von Leni Behrendt. Der Inhalt ist verwickelter als in der Erzählung Claurens; ein paar Liebesbeziehungen laufen durcheinander, aber am Ende haben alle die reichen Hof-erben, von denen in dem Romanheft die Rede ist, ihre passenden Partner fürs Leben.

Auch hier mag der Eingang zitiert werden:

Es war eine fröhliche Gesellschaft, die sich im Hause des Landschaftsrates Görbitz zusammengefunden hatte. Die Jugend vergnügte sich bei Tanz und Unterhaltungsspielen, während im Nebenzimmer die älteren Herrschaften geruhsam plauschten.

Drei Ehepaare waren es, deren Güter aneinander grenzten. Görbitten gehörte zu den kleinsten, wurde aber, obwohl Heinrich Görbitt das Amt eines Landschaftsrates zu versehen hatte, tadellos bewirtschaftet, zumal er in seinem Sohn eine tatkräftige Hilfe hatte, der ganz seinem Vater nachschlug. (S. 3.)

Der Sohn – dies wenigstens sei dem Zitat noch hinzugefügt – heißt *Hanno*; seine Schwestern, die, »nachdem sie in der Schule die mittlere Reife erlangten, Pensionat und Handelsschule besucht« hatten und jetzt »zu Hause im Haushalt und bei schriftlichen Arbeiten« halfen, tragen die Namen *Hedda* und *Heike*. Es bedürfte freilich dieser stabreimenden Namen des blonden Nachwuchses kaum, um den patriarchalischen Anstrich deutlich zu machen. Zwar vertreten moderne Requisiten wie Automobile den Anspruch auf volle Gegenwart; aber das friesische Namengut und die Charakteristik der Personen evozieren das Gefühl von Abgeschiedenheit, Zeitferne, Dauer.

Damit wird eine erste Parallele zu >Mimili< deutlich. Hier wie dort geht es um »unverfälschte Landluft« (S. 4) und um eine patriarchalische Welt mit unverfälschbarem »Familiengesetz« (S. 52) und »Hausgesetz« (S. 54). Die Frau gilt als »Hüterin des Heimes und Herdes« (S. 7), das »Erbe« spielt in doppeltem Sinn – als materielle Erbschaft und als Blutserbe – eine beherrschende Rolle, und Metaphern aus dem organischen Leben kennzeichnen auch die gesellschaftliche Sphäre: der »mißratene Sohn einer ehrenwerten Familie« wird einem »morschen Reis an einem ehrwürdigen Stamm« verglichen (S. 9). Mag die Parallelität auch nicht in allen diesen Belegen gleich offenkundig sein – die beiden Beispiele stimmen doch darin überein, daß in ihnen die Gesellschaft und das Geschichtliche auf die Stufe der in ihren Gesetzen unveränderlichen Natur zurückgeholt werden.

Eine zweite Parallele bietet sich vordergründiger an. »Obwohl man sich vor einigen Stunden an Kaffee nebst Kuchen gelabt hatte, schmeckt nun schon wieder das ländliche Mahl, das man allerdings mit einigen Delikatessen ergänzt hatte« (S. 5). Eine solche Zitatstelle ist auch hier Symptom: das Einfache wird jeweils mit aller verfügbaren Differenzierung garniert, aber ausdrücklich nicht aufgehoben. Ländliche Arbeit und sportliches Vergnügen, altes Herkommen und – im Sinne der Autorin – >moderne< Geselligkeit verbinden sich.

Auch zu dem >Bildungsnachweis< Claurens finden sich Entsprechungen. Die für den glücklichen Ausgang entscheidende Liebeserklärung

gibt der junge Graf Eggo Frode von Frodewart mittels eines Geibeigedichtes ab; er wird aber zunächst von seiner Braut Ilsabe unterbrochen, die feststellt: »Außerdem kenne ich das Gedicht, das so gar nicht zu uns paßt« (S. 55). Die Ironie, die darin liegt, daß ausgerechnet Geibel zitiert wird, mag fürs erste ignoriert werden – wesentlich ist hier, daß unbekannte Gedichte als gemeinsames Bildungsgut der besseren Gesellschaft präsentiert werden. Auch das dem Roman vorangestellte Motto erscheint nicht nur in solcher Distanz von der Erzählung, es wird vielmehr von den agierenden Personen aufgenommen. Wieder sind es zunächst die beiden eben erwähnten Verlobten, die das Motto zitieren: »Den Zufall gibt die Vorsehung – zum Zwecke muß ihn der Mensch gestalten«;⁹ aber auch dieses Zitat scheint allgemein bekannt: Der alte Graf Frode bemerkt sofort, nun verstehe er »überhaupt nichts mehr. Das ist doch der Ausspruch des Marquis aus Schillers >Don Carlos<« (S. 56).

Das Motto kann nicht darüber hinwegtäuschen, ja es macht in paradoxer Funktion offenkundig, daß in solchen Erzählungen denkbar wenig vom Menschen >gestaltet< wird. Der Akzent liegt auf dem ersten Teil der Formulierung; die *Vorsehung* schickt die Zufälle, und Probleme erscheinen stets wie Naturereignisse. Die Romanhefte geben sich zwar welt-offen, aber es treten nur handlungsbezogene Hindernisse auf, und die Gegebenheiten werden nur insoweit an Charaktere gebunden, als damit das vorgeprägte Kräftespiel bestätigt wird. Dies gilt nicht nur im Hinblick auf die Liebesromane. Mit Recht hat man beispielsweise darauf hingewiesen, daß in den sogenannten Landserromanen der Krieg als Datum grundsätzlich vorausgesetzt, daß nie über die Bedingungen seiner Entstehung reflektiert wird;¹⁰ und bei Wildwestheften ist eine geradezu technische Polung der beiden Parteien in eine positive und eine negative Gruppe zu beobachten, ohne daß über die Problematik der Bedingungen dieser Polung etwas gesagt würde. Die Ereignisse vollziehen sich in eklatanter *Schicksalhaftigkeit* – und dies gilt wiederum auch schon für Claurens eineinhalb Jahrhunderte alte Erzählung. Bezeichnenderweise fügt Wilhelm Hauff in seiner berühmten Claurenparodie von 1825¹¹ lauter Zufälle zur überwältigenden Schicksalhaftigkeit zusammen. Der

⁹ Friedrich Schiller, *Don Carlos. Infant von Spanien. III. Akt, 10. Auftritt.*

¹⁰ Jürgen Ritsert, *Zur Gestalt der Ideologie in der Populärliteratur über den Zweiten Weltkrieg.* In: *Soziale Welt.* 15. Jg. 1964. S. 244-253.

¹¹ *Der Mann im Monde oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.* Von H. Clauren. Stuttgart 1826.

Untertitel seines unter dem Pseudonym H. Clauren veröffentlichten Romans ›Der Mann im Monde‹ ist ebenfalls ein Schillerwort: »Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme«;¹² und dieses Motto wird am Ende in einem ironischen Resümee noch einmal aufgenommen:

Auch in den drei anderen Gästen, der Leser wird unschwer den alten Martiniz, den Präsidenten und den Hofrat in ihnen erkannt haben, lernte ich wackere, liebenswürdige Männer kennen. Schon den ersten Abend war es uns allen, als hätten wir das holde Pärchen schon jahrelang gekannt, so trefflich paßten sie zu unserem Sinn, zu unserem ganzen Wesen. Der junge Graf erzählte uns seine Geschichte, und wenn wir bedachten, wie zufällig er nach Freilingen, wie zufällig er auf jenen Ball, wo er Jda fand, gekommen war, wie ebenso zufällig der alte Oheim auf einer Geschäftsreise diese Gegenden berührt, dem Neffen eine Überraschung bereiten wollte und als Deus ex machina mitwirkte und die Ränke der bösen Aarstein vereiteln half, wahrlich wir mußten diese Fügungen bewundern und fanden den alten Spruch bestätigt:

»Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme«.¹³

Damit sind für die beiden, 150 Jahre auseinanderliegenden literarischen Produkte eine Handvoll paralleler Charakteristika gegeben. Kongruenz ließe sich daraus freilich nicht ohne gewaltsame Verbiegungen konstruieren; aber einmal muß darauf hingewiesen werden, daß hier ein verhältnismäßig zufälliger Vergleich angestellt wurde (sicher ließen sich aus beiden Epochen Erzählungen mit noch sehr viel auffallenderen Übereinstimmungen finden, und zum andern scheint es doch wesentlich, daß es sich bei den Parallelen nicht etwa um periphere inhaltliche Angaben und auch nicht um stilistische Details handelt, sondern um strukturelle Elemente. Die Folgerung liegt nahe, daß Trivialliteratur stets mit den gleichen oder zumindest ähnlichen Grundfiguren arbeite; die Annahme beachtlicher Konstanz scheint sich zu bestätigen.

Aber selbst wenn wir darauf verzichten, die Behauptung der Ähnlichkeit in einer eindringlicheren Analyse zu überprüfen, muß doch die Frage gestellt werden, ob es sich in beiden Fällen um den gleichen Grad und die gleiche Art von *Trivialität* handelt. Damit visiere ich nicht die lebhafteste Diskussion um diesen Begriff und um andere Bezeichnungen ›niedriger‹ Literatur¹⁴ an — der Begriff des Trivialen mag hier in seiner

¹² Die Piccolomini. III. Akt, 8. Auftritt.

¹³ Sämtliche Werke. Hrsg. Rudolf Krauß. Leipzig o. J. [1912]. 3. Teil. S. 207f.

¹⁴ Vgl. hierzu vor allem: Hans Friedrich Foltin, Die minderwertige Prosaliteratur. Einteilung und Bezeichnungen. In: Dt. Vjschr. f. Litwiss. u. Geistesgesch. 39. Jg. 1965. S. 288–323.

Unbestimmtheit ruhig stehen bleiben. Wichtig ist nur die Erkenntnis, daß mit diesem Etikett sehr Verschiedenartiges bezeichnet werden und daß es seine Legitimation sehr verschiedenartigen Gründen verdanken kann. Dabei ist zwischen äußeren Gründen (in erster Linie der Zuweisung zu bestimmten sozialen Schichten) und inneren Gründen (der literarischen Qualifikation) zu unterscheiden.

In beiderlei Hinsicht scheint Leni Behrendts Reihenroman keine weitere Erörterung zu fordern. Die Bezeichnung Dutzendware wäre angesichts des 1000. Bandes einer stereotyp gehaltenen Reihe noch euphemistisch; die fehlerhafte Grammatik, die klischierte Gesuchtheit, die verwirrte Komposition brauchen nicht erschlossen, sie können mit jedem beliebigen Zitat unmittelbar belegt werden. Aber man täusche sich nicht: Noch die scheinbar offenkundigste literarische Unzulänglichkeit kann sich mit einem ausgeprägten Missionsbewußtsein verbinden. Leni Behrendt betont in einem Nachwort: »Allein die ethischen Grundsätze in der menschlichen Gesellschaft leiteten mich in meinen Romanen, und es ist beglückend, daß in unserer sachlichen Zeit sich doch noch so viele Menschen angesprochen fühlen«. Dies ist nicht nur eine nachträgliche Garnierung zu Reklamezwecken, selbst dann nicht, wenn dieses Nachwort vom Werbeleiter des Verlags geschrieben sein und sich hinter dem Namen Leni Behrendt ein Autorenkollektiv verbergen sollte. Tatsächlich sind diese Hefte hochmoralisch, sofern man darunter die Demonstration eines Sozialbereiches versteht, in dem Tugenden wie Keuschheit, Treue, Fleiß ihres Lohnes sicher sein dürfen.

Dies muß im Auge behalten werden, wenn nun die Frage nach der Trivialität von Claurens Erzählung gestellt wird. Zwar scheinen die knappen, charakterisierenden Hinweise auch hier die Frage zunächst schnell und ausreichend zu beantworten; aber angesichts des historischen Abstands unserer Interpretationsskizze ist es nötig, Clauren nun in den Horizont seiner Zeit zu stellen und so die Frage der Trivialität erneut aufzuwerfen. Der bloße Hinweis, daß um die gleiche Zeit wie »Mimili« so bedeutende Werke wie Eichendorffs ›Ahnung und Gegenwart‹ E.T.A. Hoffmanns ›Elixier des Teufels‹ und seine ›Nachtstücke in Callots Manier‹ erschienen, daß damals Goethe den größten Teil des ›Diwans‹ verfaßte und mit der ›Italienischen Reise‹ begann — ein solcher Hinweis verschiebt die Perspektive noch nicht genügend, denn er mißt im Grunde doch primär heute deklassierte Literatur an heutiger Berühmtheit. Nur ein Ausschreiten des gesamten literarischen Horizontes der damaligen

Zeit¹⁵ könnte zu einer präziseren historischen Einschätzung führen. Ein direkteres Verfahren ist die Suche nach *zeitgenössischen Nachrichten* über einen Autor, die freilich auch beschwerlich genug sein kann. Angesichts der Spärlichkeit von Daten, die selbst für die Wirkungsgeschichte bedeutender Dichter vorliegen, muß es als Glücksfall bezeichnet werden, daß für Claren in der Dissertation von Heinz Liebing¹⁶ wenigstens einzelne Notizen zusammengetragen wurden. Sie gelten zwar nicht nur den Beurteilungen der >Mimili<; aber so sehr sich Liebing auch bemüht, Clarens andere, viel weniger bekannten Werke auf der gleichen Ebene zu behandeln – er spricht doch auch seinerseits vom »Mimili-Dichter«¹⁷ und räumt ein, daß »gerade die >Mimili< den charakteristischsten Ausdruck der Clarenschen Muse bedeutet«.¹⁸

Überblickt man die Folge der Urteile, so wird deutlich, daß sie zwar zunächst nicht einhellig sind, daß aber schon bald die aggressive Kritik überwiegt, und daß die literarische Deklassierung dann bis in die Gegenwart hinein bestehen bleibt. Diese recht allgemeine Bilanz muß aber nun präzisiert werden, indem die jeweiligen Begründungen des Urteils ins Auge gefaßt werden. Der erste Hinweis auf >Mimili< erschien, noch ehe die ganze Erzählung veröffentlicht war. Sie wurde nämlich zunächst in Teilen publiziert im >Fremmüthigen<, einem Journal, und sie wurde dann im >Morgenblatt für gebildete Stände< als wichtigstes Produkt des betreffenden Monats und als eine »mit Feuer und Natur entworfene Idylle« angekündigt.¹⁹ Läßt sich diese Ankündigung noch primär als Reklame interpretieren, so machen verschiedene Kritiken der Dresdener »Abendzeitung« aus den folgenden Jahren deutlich, daß Claren damals in der gehobenen Leserwelt keineswegs einhellig abgelehnt wurde – er wird als einer »der lebendigsten und erfindungsreichsten Erzähler« bezeichnet, und die Urteile steigern sich in solche Begeisterung, daß Liebing mit Recht von einem regelrechten »Clarenkult« spricht.²⁰ In dieser Situation erschien *Wilhelm Hauffs* berühmte Parodie.²¹ Die Vermutung, daß Hauff einen mißlungenen eigenen Roman nachträglich zur Claren-Parodie aufgeputzt oder daß er sich gar der Mystifikation nur um des buchhändlerischen Erfolges willen bedient habe, darf als wider-

¹⁵ Eva D. Becker hat einen solchen Überblick für einen früheren Zeitraum erarbeitet: *Der deutsche Roman um 1780*. Stuttgart 1964. (Germanische Abhandlungen. 5. Bd.)

¹⁶ Die Erzählungen H. Clarens (Carl Heuns) als Ausdruck der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in der beginnenden Biedermeierzeit. Halle-Wittenberg 1931.

¹⁷ Liebing, S. 16 und S. 97.

¹⁸ Liebing, S. 93.

¹⁹ Liebing, S. 93.

²⁰ Liebing, S. 93L

legt gelten. Sie ist wohl nicht einmal auf den Verleger anzuwenden, der bezeichnenderweise wenige Monate später auch *Wilhelm Waiblingers* Satire >Drei Tage in der Unterwelt herausbrachte,²² in der Claren einer Gruppe von Dichtern zugeordnet wird, denen Waiblinger »poetische Onanie« vorhält.

Diskutabel ist dagegen die Möglichkeit, daß in Hauffs Kontroverspredigt²³ nachträgliche Rationalisierungen eingegangen sind, daß er sich damit vor allem auch gegen falsche Unterstellungen zur Wehr setzte. Jedenfalls aber findet sich dort eine detaillierte und begründete Beurteilung Clarens, die auch die hier angedeutete Charakteristik großenteils deckt. Hauff übernimmt ironisch die offenbar verbreitete Feststellung über die Clarensche Poesie, sie sei »so angenehm, so natürlich, so rührend und so reizend«; und er geht dann daran, die Hintergründe dieser Urteile aufzudecken: »angenehm« erscheint der flache Ton, der »zwischen Schlafen und Wachen... uns einwiegt und in süße Träume hinüberlullt«; »natürlich« ist die billige Kopie, das Abzeichnen der banalen, von Geist und Geschichte befreiten Natur wie »mittels einer Camera obscura«; »rührend« ist der Liebeskummer und all das Gräßliche, das lediglich in einer Kontrastfunktion »das Süße durch die Vorkost des Bitteren desto angenehmer und erfreulicher« macht; und »reizend« sind die »verführerischen, lockenden Bilder«, die Sumpflilien sinnlicher Liebe.²⁴ Wilhelm Hauff kommt dann noch auf das eintönige Inventar von Requisiten, auf die modischen Toiletten, die Bälle, das Mobiliar, die Mahlzeiten zu sprechen; er erwähnt die »Sprachsünden« Clarens und seine »erbaulichen Redensarten«, und er diskutiert ausführlich die Gefahren, die in diesem »Handbuch der Sinnlichkeit« insbesondere für die Jugend liegen.

Alles in allem ist die Kritik Hauffs bis heute die differenzierteste geblieben; die Kritiker nach ihm haben sich demgegenüber in ihrem Urteil größtenteils auf wenige Klischees zurückgezogen, die fast immer nur um einen Punkt kreisen. Einige wenige abwägende Kritiken sind zunächst allerdings noch zu nennen. Der Wiener Poet *Christian Kuffner* schrieb, nicht lange nach Hauff, ein satirisches Märchen >Werthers und Wil-

Friedrich Franckh in Stuttgart. 1826.

Kontrovers-Predigt über H. Claren und den Mann im Monde gehalten vor dem deutschen Publikum in der Herbstmesse 1827 von Wilhelm Hauff. Text: Ev. Matth., VIII, 31-32. In: *Sämtliche Werke*. Leipzig. J. 3. Teil. S. 209-240.

Kontrovers-Predigt S. 214-317. Zum folgenden vgl. insbesondere S. 218f., 226, 239.

helm Meisters Reiseabenteuer< in dem u. a. auch Mimili den beiden Wanderern entgegentritt: »Wie gefall' ich Dir, Meisterli? Dir möcht' ich wohl gefallen; der Andere da, der ist mir gar zu schwermüthig«. Meister aber merkt, daß sie »eine Natur oder vielmehr Natürlichkeit« *afektiert*; er weist sie ab, worauf Werther sich mit Mimili in ein Nebenzimmer zurückzieht.³⁴ Die Kritik geht hier in die gleiche Richtung wie die *Heinrich Laubes*, der von Claurens »verzuckerten Schweizermädchen« spricht. Er gesteht freilich Clauren »ein sehr hübsches Erzählungstalent« zu, spricht von »seiner behaglichen Breite«, vom »einleuchtenden Detail« und von »verlockenden Wendungen«.³⁵ *Karl Gutzkow* urteilt demgegenüber härter; aber auch sein Urteil ist nicht ganz ohne positiven Anstrich, wenn er 1836 in seinen Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur von Clauren sagt, daß »das Originelle und das Triviale, das Schöpferische und das Nichtswürdige bei ihm zusammenfiel«.³⁶ Das »Triviale« ist hier nicht unmittelbares literarisches Werturteil; es bezieht sich vielmehr auf die Banalität und Stereotypie der Stoffe und Figuren, die schon 1827 von *F. W. Gubitz*, dem Herausgeber des »Gesellschafters«, kritisiert worden waren. Er hatte auch Claurens gesuchte Gelehrsamkeit angegriffen; der Hauptakzent seiner Kritik aber lag dort, wo er fortan für die Kritiker bleiben sollte: auf Claurens »Lüsterheit« und seinen »schlüpfrigen Stellen«.³⁷

Das Stichwort *Lüsterheit* ist die Perle, die an der langen Schnur der Kritiken bald schon am häufigsten aufgereiht wird, und es ist die Kennmarke, auf die sich die Kritik verhältnismäßig rasch reduziert. Schon Hauffs Kontroverspredigt kreist über weite Strecken um das »Lüsterne«³⁸ – mehr übrigens als seine Romanparodie, in der er gerade in diesem Punkt eher zurückhaltend war. *Karl Christian Friedrich Niedmann* brachte 1828 unter dem Titel »Krähwinkel wie es ist« ein satirisches »Sittengemälde« heraus, in dem ein Schriftsteller, um seine Liebste zu gewinnen, einen Roman in Claurens Manier schreiben muß. Er bemüht sich, den Stil und die Tendenz nachzuahmen, und diese Tendenz wird charakterisiert als »so etwas Lockendes und Lüsterne«³⁹ *Wolfgang Menzel* zog in seiner Literaturkritik von 1836 zu Felde gegen Claurens Frivolität, die sich mit »ekelhafter Ziererei« verbinde, und er sah in dem Erfolg von Claurens Erzählungen ein Zeichen »von öffentlicher Demorali-

³⁴ Liebing, S. 102f. ³⁵ Liebing, S. 104t. ³⁶ Liebing, S. 104. ³⁷ Liebing, S. 97L
³⁸ Kontrovers-Predigt, S. 227-240. ³⁹ Liebing, S. 1oif.

sation«.³⁰ Der Literaturhistoriker *O. L. B. Wolff* stellt in seiner »Allgemeinen Geschichte des Romans« von 1850 fest, daß Claurens Geschichten auf »die schmutzigste und ordinairste Sinnlichkeit« spekulierten. Wenn er dazuhin kritisiert, daß Clauren immer »das alltäglichste Leben moderner Mittelmäßigkeit« geschildert habe, und wenn er an den »sittlichen Ernst der Nation« appelliert,³¹ dann wird deutlich, daß die Kritik an der »Lüsterheit« von sehr verschiedenen Seiten – hier etwa von der Position einer Art Goldschnittklassik und aus nationaler Gesinnung – kommen kann. Die Haupttendenz der Kritik aber bleibt jedenfalls gleich, auch über das Todesjahr Claurens (1854) hinaus. Im Jahre 1870 bezeichnet *Otto Lange* Claurens Bücher als »frivole Waare«, als »Muster von Flachheit und verhüllter Unsitte«.³² Es schiebt sich wohl auch einmal eine Äußerung dazwischen, in der lediglich formal der Konsum- und Konformcharakter von Claurens Werken betont wird;³³ aber im allgemeinen operiert man, soweit Clauren überhaupt noch Beachtung findet, weiterhin mit den Schlagworten »Frivolität« und »Lüsterheit«: Das gilt von *Adolf Bartels'* um die Jahrhundertwende erscheinender berühmter Literaturgeschichte³⁴ so gut wie von den meisten *Lexikonartikeln*. Meyers Konversationslexikon nimmt ausgangs des 19. Jahrhunderts eine ähnliche Position ein wie der Literaturhistoriker Wolff in der Jahrhundertmitte; obwohl sich doch der Naturalismus längst angekündigt hatte, wird »die Wiedergabe der ungeschminkten Gemeinheit des Alltags« getadelt, vor allem aber ist auch hier von »pikanter Kost« und »Lüsterheit« die Rede.³⁵ Noch der Große Brockhaus von 1929 spricht von »lüsterner Unschuld und schmatzender Erotik«;³⁶ später wird das Urteil etwas erweitert, aber nicht ohne daß die »versteckte Lüsterheit« zitiert würde.³⁷

³⁰ Liebing, S. 105L ³¹ Liebing, S. 106.

³² Literaturgeschichtliche Lebensbilder und Charakteristiken. Berlin 1870. S. 31L

³³ So heißt es in dem ADB-Artikel von Mähly (4. Bd. 1876, S. 281L), daß er seine »Ware« nach Wunsch abgeliefert habe, und daß er die »Gelüste« des Publikums »mit wahrer Virtuosität zu befriedigen« wufte.

³⁴ Bartels sieht in Claurens Lustspielen »die alte Kotzebuesche Frivolität und Lüsterheit«, und auch Mimiii nennt er eine »durch und durch lüsterne Liebesgeschichte«. Geschichte der deutschen Literatur. 7. und 8. Aufl. Hamburg, Braunschweig. Berlin 1919. S. 283 und 285.

³⁵ 4. Aufl. 6. Bd. Leipzig 1889. S. 496L; gleichlautend 5. Aufl. 8. Bd. Leipzig und Wien 1895. S. 764L

³⁶ 15. Aufl. 4. Bd. Leipzig 1929. S. 150.

³⁷ 16. Aufl. 2. Bd. Wiesbaden 1953, S. 687.

Die lange Reihe solcher ziemlich monotoner Urteile bezeugt nicht nur die inzüchtige Tradition zumal der popularisierten (aber nicht *nur* der popularisierten!) Literaturgeschichte, sondern sie zeigt auch, wie sich die Begründung der Trivialität *verschieben* kann. Die prätendierte Frömmigkeit, die haarsträubenden Beispiele religiöser Gedanken und Vergleiche am falschen Ort und im falschen Ton, die für den heutigen Leser wohl am schnellsten und sichersten Trivialität indizieren – sie werden in den früheren Kritiken kaum beachtet. Umgekehrt ist die sittliche Entrüstung dem heutigen Leser nur noch schwer verständlich, oder vielmehr: sie ist es nur dort, wo »lüsterne« Liebesszenen eben mit jenen moralisch-religiösen Ansprüchen kombiniert werden, wo also die in den alten Kritiken nur selten attackierte Scheinheiligkeit greifbar wird. Die Erkenntnis dieser Verschiebung ist gewiß eine recht banale Einsicht. Aber sie ist nicht unwichtig. An sie schließt die Frage an, ob der fixierte Konsensus der Urteile in manchen Grenzfällen nicht zur ungerechtfertigten Ausschaltung von Werken aus dem Kanon >hoher< Literatur führen kann. Man mag in diesem Zusammenhang an den von Levin L. Schücking ausgesprochenen Verdacht erinnern, daß nicht »das Gute sich durchsetzt«, sondern möglicherweise umgekehrt »das, was sich durchsetzt, hernach als das Gute betrachtet wird.«³⁸ Nehmen wir einmal an, das in einzelnen Stationen skizzierte, überwiegend moralische Verdikt hätte statt Claren einen qualifizierten Dichter getroffen, so wäre nicht auszuschließen, daß sein Werk damit weitgehend aus der beachteten und beachtlichen Literatur verschwunden wäre. Während sich positive >Fehlurteile< zwangsläufig korrigieren, gilt dies von negativen >Fehlurteilen< nur in beschränktem Umfang.

Die Einsicht einerseits in die >Zementierung< und andererseits in die Verschiebung literarischer Werturteile führt aber nicht nur zu dieser allgemeinen Erwägung. Sie bildet auch einen direkten Hinweis darauf, daß >Trivialität< offenbar ein *verallgemeinerndes Werturteil* ist, das in sehr verschiedenartigen Zusammenhängen stehen und sehr verschieden begründet werden kann. Damit wird aber auch die Annahme der Kontinuität zwischen unseren beiden Beispielen fragwürdig. Der >Roman< von Leni Behrendt ist allein schon sprachlich-stilistisch noch um einige Klassen schlechter als jede Erzählung Clarens – und doch wäre er (wenn diese Konstruktion einmal erlaubt ist) zur Zeit Clarens mög-

³⁸ Soziologie der literarischen Geschmacksbildung. Bern und München 1961. S. 63.

licherweise nicht so entschieden kritisiert worden wie dieser, denn er ist zwar in vieler Hinsicht scheinheilig, aber er ist jedenfalls nicht »lüstern«.

Die Kontinuitätsannahme muß aber auch noch in anderer Hinsicht überprüft werden. Der Begriff Trivilliteratur kann sich ja ebenso wie auf die literarische Bewertung auch auf den breiten, >trivialen< Leserkreis beziehen, und im allgemeinen wirken beide Aspekte zusammen, ohne daß man sich über ihren Anteil Rechenschaft gäbe. Es empfiehlt sich jedoch, die Frage nach dem Publikum, nach den Konsumenten möglichst konkret zu stellen.

Vielfach wird diese Frage gerade durch den Begriff Trivilliteratur und die geläufigen Vorstellungen, die sich mit diesem Begriff verbinden, verhindert. Seit man sich in der Literaturwissenschaft eingehender mit der Frage der Trivilliteratur beschäftigt, hat sich die Auffassung verfestigt, daß Trivilliteratur im 18. Jahrhundert entstanden sei – damals sei es, zumal in der Spätphase der Aufklärung, zu einer entschiedenen »Demokratisierung der Bildung«³⁹ gekommen, in den Massen sei ein unbezähmbarer *Lesehunger* entstanden, und mit einer Fülle trivialer Romane sei dieses neue Bedürfnis des Volkes in meist fragwürdiger Weise befriedigt worden. So richtig es ist, wenn im 18. Jahrhundert ein sehr entschiedener Akzent gesetzt wird, so problematisch bleibt doch die verallgemeinernde Behauptung. Sie kann und muß wenigstens nach zwei Seiten korrigiert und modifiziert werden, wie sich schon aus einschlägigen Bemerkungen zeitgenössischer Beobachter ergibt.

Balthasar Haug, Professor an der Stuttgarter Militärakademie und einflußreicher Literat, gab kurz vor seinem Tod einen Überblick über die wissenschaftlichen Institutionen und Verhältnisse sowie die Gelehrten im Herzogtum >Wirtemberg< heraus.⁴⁰ Darin kommt er auch auf die in vielen Schriften der Zeit behandelte >Lesewut< zu sprechen: »Die Leserei ist stark: die Bücher aber vorzüglich:«⁴¹ Historie, periodische Schriften, Romanen, Erbauungsbücher: diß aber meistens bei den niedern Volksklassen.«⁴² Haug verweist dann, als Entsprechung zur »Leserei«,

³⁹ Vgl. Dieter Narr, Fragen der Volksbildung in der späteren Aufklärung. In: Wttbg. Jb. f. Volkskunde 1959/60. Stuttgart 1960. S. 38-67, insbesondere S.41.

⁴⁰ Das gelehrte Wirtemberg. Stuttgart 1790.

⁴¹ Sicherlich ist »vorzüglich« hier nicht als Adjektiv, sondern als Adverb zu verstehen; es handelt sich also nicht um eine qualitative Bestimmung, sondern um die Angabe des überwiegenden Anteils.

⁴² S. 23.

auf die wachsende »Schreibseeligkeit«,⁴³ und er stellt schließlich fest: »Die sogenannte Aufklärung wird nach aller Aussicht auch eine litterarische Revolution ausbrüten; aber ich Sorge: aetas parentum pejor avis etc. etc.«⁴⁴ Haug läßt also keinen Zweifel daran, daß seine Zeit an einer wesentlichen Veränderung, ja an einem Umbruch teilhat; aber aus seinem Zeugnis geht nicht nur hervor, daß dieser Umbruch noch nicht abgeschlossen ist, sondern er gibt auch einen wesentlichen Unterschied an: die »niedereren Volksklassen« beschäftigen sich offenbar überwiegend mit »Erbauungsbüchern«. Damit ist nicht nur eine soziale Einschränkung vorgenommen, sondern es wird auch angedeutet, daß der *Roman* nicht die einzige triviale Gattung darstellt und daß er noch keineswegs zum Hauptgegenstand des >trivialen Publikums< geworden ist – auch wenn er tatsächlich nach den geltenden poetologischen Grundsätzen dem Trivialen leichter als andere Gattungen überantwortet wird.

Für diese Einschätzung des Romans ist eben jetzt ein interessanter Beleg ans Licht gekommen, der aus dem gleichen zeitlichen und räumlichen Umkreis stammt wie Haugs Schrift. Der Schwäbisch-Haller Literat, Schulmann und Wissenschaftler *Friedrich David Gräter* hatte 1793 eine Reise nach Stuttgart unternommen, die er in einem aufschlußreichen Bericht schildert.⁴⁵ Er würdigt darin auch die poetischen Neigungen des Akademieprofessors Johann Friedrich Consbruch, der sich Ossian zum Lieblingsdichter erwählt hatte, und in diesem Zusammenhang heißt es: »Es gehört nur halbe Verstandesreife und kaum ein Quentchen Gefühl dazu, um an einem Roman in dem trivialen Sinne des Wortes Geschmack zu finden; aber Werke der hohen lyrischen Empfindung und musikalischen Kunst des Rhythmus und Versbaues, dessen Wirkung von Ohr und Herz so fein geahndet, unterschieden, und von dem Verstand so genau berechnet werden kann, Werke, zu deren Würdigung nicht blos Verstehen der Worte gehört, deren Schönheiten weit tiefer und versteckter liegen, so offenbar auch ihr Reiz ist, um an solchen Werken Geschmack zu finden, und so von ihnen vergnügt werden zu können, daß man die

⁴³ »Die Schreibseeligkeit waechst zusehends: die Producte aber schlagen vor: in der Theologie, in belles Lettres, in Zeitschriften, in der Historie. Das erste ist Folge der Gelehrtenzahl: das andere: Gewinnsucht: das dritte: Neugier und Bequemlichkeit: das vierte: Liebhaberei und Staerke des Verkehrs«. Ebd., S. 23.

⁴⁴ Ebd.

⁴⁵ *Mein Besuch bey Amalien und ihrem Gatten*. Hg. v. Dieter Narr in: *Württ. Franken* 52 (1968), S. 131–200.

ganze Welt darüber vergißt, dazu wird schon ein geübteres Gefühl, ein reineres Herz, eine empfänglichere Einbildungskraft und ein gebildeter Verstand erfordert.«⁴⁶ Tatsächlich also gilt der Roman als *Einbruchsstelle des Trivialen*. Das ist zunächst vor allem stofflich gemeint: Der Roman als eine scheinbar formunabhängige Gattung zieht leichter triviale Gegenstände an. Aber mit dieser stofflichen geht eine formale und auch eine soziale >Trivialisierung< Hand in Hand.

Nur: eine totale Verschiebung ist es *nicht*. Neben dem Roman behaupten andere literarische Formen auch und gerade in den untersten Schichten ihr Recht; das »Erbauungsbuch« ist nur eine, allerdings sehr wesentliche Form, und es gibt zahlreiche Notizen, die bezeugen, daß religiöse und auch didaktische Schriften noch lange >populärer< blieben als die Romane.⁴⁷ Die Gegenprobe dazu läßt sich anhand von Zeugnissen machen, welche Genaueres über das Romanpublikum sagen – und diese Gegenprobe läßt sich beispielsweise bei Claren anstellen.

Heinz Liebing ordnet die Bücher Clarens in seiner Dissertation dem »Leseöbel« zu; er ist der Auffassung: »Clarens Lesepublikum rekrutierte sich aus allen Ständen«. Gleich das erste Zeugnis, das er anführt, scheint ihm recht zu geben; Heinrich Laube nämlich schreibt in seinen Erinnerungen, die Bücher Clarens »wanderten von Hand zu Hand, von der Gräfin zur Kammerzofe und von dieser zum Liebhaber derselben«. Was aber beim ersten Zusehen wie die Andeutung einer alle Stände und Schichten durchquerenden, umfassenden Zuweisung aussieht, umschreibt in Wirklichkeit – dies darf trotz dem topischen Charakter solcher Feststellungen angenommen werden – recht präzise den sozialen Umkreis der Leserschaft: Es sind offenbar eher gehobene Kreise, an denen eben auch die Kammerdiener ihren peripheren Anteil nehmen, und es ist jedenfalls nicht die breite, zahlenmäßig bei weitem überwiegende Schicht der bäuerlichen Bevölkerung. In einer anderen Äußerung Laubes⁴⁸ wird zwar der Prospekt noch etwas erweitert – er schreibt, daß die neuesten Werke Clarens »in den vornehmsten Kreisen wie in denen der Nähmädchen« mit Ungeduld erwartet worden seien, und ganz entsprechend redet Hauff in seiner Kontroverspredigt die Leser Clarens folgender-

⁴⁶ Hs.Mskr. S. 52; Abdruck S. 154.

⁴⁷ Vgl. den Abschnitt >Trivialroman und Trivialliteratur< in meinem Aufsatz: *Wege zur Erforschung der trivialen Literatur* [Anm. 2]. S. 17–22.

⁴⁸ *Die Erzählungen H. Clarens* [Anm. 16]. S. 91L.

⁴⁹ Liebing, S. 92.

⁵⁰ Liebing, S. 73.

maßen an: »ihr Nähmädchen, ihr Putzjungfern, selbst auch ihr sonst so züchtigen Bürgerstöchterlein.«⁵¹ Damit ist der Kreis zwar eindeutig ins Bürgerliche erweitert; aber die Fortsetzung jener Anrede macht ganz deutlich, daß es eher um das »höhere« Bürgertum und um die Kreise ging, die in diesem höheren Bürgertum ihr Vorbild sahen: »ich weiß, daß ihr ihn heimlich im Herzen traget, ihr, die ihr auf etwas Höheres von Bildung und Geschmack Anspruch machen wollet, ihr Fräulein mit und ohne Von, ihr gnädigen Frauen und andere Mesdames!«⁵² Im gleichen Sinne erwähnt Hauff, freilich in einigem Abstand von den offenbar weit überwiegenden weiblichen Lesern, die »Schreiber und Ladendiner«, die ihre »magere Phantasie durch einige Ballgeschichten, Champagnertreffen und Austernschmäuse anzufeuchten« suchen,⁵³ und in ähnliche Richtung führt auch eine Reihe anderer Anspielungen auf Claurens Publikum, die Liebing zitiert.

Resümiert man die – freilich spärlichen – Beobachtungen und Andeutungen dieser Art, so ergibt sich zunächst, daß sich eine wohl relativ schmale Schicht von »Gebildeten« bald von Clauren abkehrte – Wilhelm Hauff hat dazu wesentlich beigetragen, und er hat auch selber diesen Effekt berichtet.⁵⁴ In einem wesentlichen Teil des Adels und vor allem im gehobenen Bürgertum blieb die Claurenlektüre dagegen noch jahrzehntelang beliebt, und auch die in ihrer Arbeit und ihren Lebensanschauungen ausschließlich an diesem städtischen Bürgertum orientierten Vertreter unterer Schichten bevorzugten Claurens Bücher; dabei scheint er insgesamt mehr Leserinnen als Leser gefunden zu haben. In einem breiten, umfassenden Sinn »populäre« Lektüre waren Claurens Schriften aber nicht.

Dies darf freilich nicht so verstanden werden, daß das Volk sich seinen gesunden Sinn und seine gesunde Kost bewahrt habe, während in der Stadt die Dekadenz des Trivialen um sich griff – mit einer solchen ideologisierenden Opposition von Popularität und Trivialität ist dem Verständnis nicht gedient. Es geht vielmehr um die Folgerung, daß sich der Begriff der »Trivialität« eben auch im Hinblick auf seine *soziale Dimension* als ausgesprochen *relativ* erweist. Zu Leni Behrendts Roman haben nicht nur prinzipiell, sondern auch faktisch »alle« Zugang – daß es auch heute noch, wie verschiedene Umfragen ergeben haben, einen er-

⁵¹ Kontrovers-Predigt, S. 213.

⁵² Ebd. sä, bd_ M vgl. Liebing, S. 6f.

staunlich hohen Prozentsatz von Nichtlesern⁵⁵ gibt, ändert daran wenig. Claurens Romane dagegen dürften gerade den untersten Schichten, die sich heute vorwiegend den bunten Heftromanen zuwenden, unzugänglich geblieben sein.

Dies ist ein schmales Ergebnis, und es hätte in der Tat nicht so umständlich erörtert werden müssen, hätte man es nicht vor dem Hintergrund generalisierender Behauptungen über *die* Trivialliteratur und ihre Kontinuität zu sehen. Die *scheinbare Kontinuität* erweist sich in unserem Beispiel als Ergebnis einer *sozialen Verschiebung*, als »social lag« erheblichen Ausmaßes. Deshalb genügt es auch nicht, Parallelen zu registrieren – sie müssen vielmehr in diesem beweglichen soziologischen Rahmen gesehen und sie müssen nicht nur auf ihre motivische und strukturelle Ähnlichkeit, sondern auch auf die *Verschiedenheit der Funktion* befragt werden.

Es liegt auf der Hand, daß die mit den beiden kurzen Erzählungen entworfene Basis für einen solchen umfassenderen und differenzierteren Vergleich zu schmal ist; nur die Konfrontation einer wesentlich größeren Anzahl von Beispielen aus verschiedenen »trivialliterarischen« Gattungen könnte hier zu einem verlässlichen Ergebnis führen. Es sei aber wenigstens angedeutet, in welcher Weise differenziert werden sollte, und zwar mehr im Sinne des Modells als einer sachlich weiterführenden Analyse.

Eine recht offenkundige *Parallele* zwischen den beiden hier behandelten Erzählungen sind die *Bildungszitate*, auf die hingewiesen wurde. Sie stehen nicht vereinzelt da: die Kritiker Claurens stellten solche demonstrative Gelehrtheit immer wieder fest, und Leni Behrendt ist mit ihren hochgestochenen Zitaten im Kreis der Reihenromanschreiber keineswegs allein – darauf hat Will-Erich Peuckert hingewiesen.⁵⁶ Solche Bildungszitate scheinen – dies könnte man im Blick auf die biedermeierliche wie auf die »moderne« Erzählung sagen – einen gesamtgesellschaftlichen Widerspruch zu signalisieren. Sie sprechen einen Bevölkerungsteil an, dem im Prinzip leistungsgesellschaftliche Bedingungen zugebilligt werden, der aber in praxi sehr schnell auf Grenzen und Barrieren seiner Ent-

⁵⁵ Damit sind selbstverständlich nicht Analphabeten gemeint, sondern Erwachsene, die im allgemeinen keine Bücher, ja in nicht ganz geringer Zahl sogar überhaupt nichts lesen.

⁵⁶ Die kleinbürgerliche Welt im »Schundroman«. In: Soziale Welt. 9 Jg. 1958. S. 281-288; insbesondere S. 287L

faltungsmöglichkeit stößt. Die Romane konservieren und stabilisieren die vorgegebene Ordnung, vermitteln aber ein Gefühl der Aufstiegschance: Erbe, Besitz, soziale Vorrechte können nicht ohne weiteres erworben werden, Bildung dagegen scheint errungen werden zu können, und zwar um so glatter, als sie in der Form einprägsamer und isolierter Zitate serviert wird.

Bis hierher handelt es sich um ein einigermaßen präzises Parallelogramm. Es erhält jedoch einen deutlichen Knick, wenn die Art der Zitate ins Auge gefaßt wird. Noch einmal muß einschränkend an die schmale, allzu schmale Basis erinnert werden; aber es hat den Anschein, daß selbst hier schon charakteristische Unterschiede deutlich werden. Claurens Bildungszitate sind nicht selten naturwissenschaftlicher Art; sie geben mehr oder weniger exaktes Wissen wieder. Die Produzenten des Heftrromans bieten dagegen eine musische Garnierung, und daß hier selbst *Geibel* noch seinen Ehrenplatz findet, zeigt die Hinfälligkeit und Dürftigkeit solcher Bildungsfracht. Claurens >Bildungsangebot< liegt bei aller Zufälligkeit und Unbestimmtheit doch auf der Linie, auf der sich damals auch die realen Anstrengungen zu Bildung und Aufstieg bewegen; das Angebot der Heftrromane dagegen vermittelt nur noch ein freischwebendes Gefühl für Bildung und gesellschaftliche Emanzipation, die aber außer Reichweite liegen. Der moderne Heftrroman ist gewissermaßen herablassenden geschrieben als der bürgerliche Trivialroman des 19. Jahrhunderts — und dies hat möglicherweise eben damit zu tun, daß er sich nicht mehr an eine soziale Zwischenschicht wendet, sondern in überwiegend besänftigender Funktion an die ausgesprochene Unterschicht, so schwer diese auch umschrieben oder genau indiziert werden kann.

Eine solche Differenzierung rückt nur die Relationen zurecht; sie verneint nicht schlechthin Gemeinsamkeiten, und im Anschluß an solche Differenzierung ist möglicherweise die *Frage nach der Kontinuität* vorsichtig neu zu stellen — nicht als Frage nach zeitlosen Grundfiguren, sondern nach verwandten Tendenzen in diesem unteren Bereich der Literatur, die selbst weit auseinanderliegende Epochen verbinden mögen. Man könnte immerhin >hohe< Literatur als den je wieder neuen dichterischen Versuch verstehen, der zähen Basis des Trivialen zu entkommen, oder man könnte in umgekehrter Perspektive vermuten, daß >Trivialliteratur< jeweils das Ergebnis einer in der Richtung stets etwa parallelen Entfernung von der >hohen Literatur< ist.

Helmut Kreuzer hat sicher recht, wenn er dem Phänomen Triviallitera-

tur die Objektivität abstreitet und es zunächst einmal als subjektives Geschmacksphänomen versteht.⁵⁷ Mit Recht kritisiert er auch die Erwartung, daß der Mutationspunkt bestimmt werden könne, an dem gute Literatur »umschlägt« in triviale.⁵⁸ Möglicherweise aber lassen sich dominante Degenerationstendenzen feststellen. Der Punkt, an dem für den einzelnen das Triviale beginnt, ist in der Tat subjektiv bestimmt, was freilich auch heißt: gesellschaftlich vermittelt. Der tatsächliche oder vermeintliche Konsensus stellt sich vielleicht eben dadurch her, daß die Richtung der Kritik auf verschiedenem Niveau die gleiche bleibt, weil eben auch die *Trivialisierungsrichtung* (im Stilistischen oder Strukturellen, im Stofflichen oder in der Idee) jeweils die >gleiche< bleibt.

Das Heft von Leni Behrendt war eine Jubiläumsnummer; das Umschlagsbild war auch auf einem großen Plakat zu sehen, mit dem der Kelterverlag seine Romane »für Frauen mit Herz« empfahl. Über dem Bild stand mit großen Lettern: »ERLEBEN SIE SCHICKSALE!« Dies ist eine Empfehlung, mit der auch der Verleger Claurens hätte werben können. Es war schon davon die Rede, welche wichtige Rolle in beiden hier behandelten Erzählungen die *Schicksalhaftigkeit* spielt. »Schicksal« ist hier eine Kombination besonderer Zufälle; es erlaubt keine Auflehnung, und Entscheidungen werden nicht von innen getroffen, sondern von außen abgesteckt. Bezeichnenderweise haftet dem Begriff Schicksal in diesem Zusammenhang nicht die Last des Alltäglichen an; er beinhaltet vielmehr etwas Besonderes, ja etwas Sensationsträchtiges. »Schicksale, Madame, Schicksale...«, sagt Max Frischs Eisenreich zu Babette, nachdem er ihr über die Jugend Sepps in Waisenhaus, Zirkus und Wandertheater berichtet hat.⁵⁹ Vielleicht läßt sich die Behauptung wagen und halten, daß das »Schicksal« in der Literatur seit der Aufklärungszeit, seitdem ein beachtlicher Säkularisationsgrad erreicht und das geschichtliche Bewußtsein geschärft ist, stets trivialitätsverdächtig war. Gewiß reicht vereinzelt ausgeprägte Schicksalhaftigkeit der umschriebenen Art in jenen Bereich der Literatur, der auch den anspruchsvollen Leser befriedigt oder befriedigte; aber so viel wird man sagen dürfen, daß »Schicksalhaftigkeit« seit fast zwei Jahrhunderten den poetischen Entwürfen eine Schwere verleiht, die sie oft schnell in den Bereich der Tri-

⁵⁷ *Trivialliteratur als Forschungsproblem*. In: Dt. Vjschr. f. Litwiss. u. Geistesgesch. 41. Jg. 1967. S. 173-191; insbesondere S. 183.

⁵⁸ ebd. S. 182, gegen Verf.: Schwierigkeiten bei der Untersuchung von Trivialliteratur [Anm2].

⁵⁹ Herr Biedermann und die Brandstifter.

vialität absinken läßt. »Schicksalhaftigkeit« also wäre möglicherweise seitdem eine — sicherlich epochal noch zu differenzierende und in ihren strukturellen Auswirkungen genauer zu bestimmende — *relative* »Konstante« trivialer Literatur.

Es ist eine ironische Pointe, daß man auch dem Phänomen trivialer Literatur lange Zeit gewissermaßen als einem nicht zu diskutierenden Schicksal gegenübertrat. Klaus Ziegler hat hervorgehoben, daß man in der Begeisterung weiter Kreise für mittelmäßige und schlechte Literatur »nur ein unsinniges Faktum« sah, »dem man sich gleich der Elementarkatastrophe eines Erdbebens um seiner faktischen Gewalt willen zwar zähneknirschend beugen, dem man aber um seiner Unsinnigkeit willen jeden Zutritt zur Welt des Geistes, einer geistig ernsthaft sich mühenden Forschung und Deutung verwehren müsse«.⁶⁰ Wenn dieses Zitat hier am Ende steht, so ist dies nicht nur ein verlegener Geburtstagsknicks. Klaus Ziegler hat nach dem zweiten Weltkrieg als erster die Ansätze der zwanziger Jahre zur Forschung auf diesem Gebiet wieder aufgegriffen; und er hat auch fortan in Vorlesungen, Übungen und Diskussionen die Germanistik immer wieder auf dieses Feld verwiesen. Ein weites, verworrenes Feld, das keine allzu farbige Ernte in Aussicht stellt, das aber doch auch künftig bebaut werden muß.

⁶⁰ Vom Recht und Unrecht der Unterhaltungs- und Schundliteratur. In: Die Sammlung. 2. Jg. 1947. S. 565-574; vgl. S. 566.